



Deutsche Hauspost

Im Frauenkreise.

Es fiel ein müdes Blatt zur Erde.

„Ried einmal!“



„Si du Kräulein Zergensfreund,
Si du Hünnlein Seligkeit!
Was bringst du denn, mein Räub-
chen?“

Ein wunderhohes Sträußchen?
Nabe, Wahn und Rosenzahn,
Quendel, Rellen und Wundermann.
Das blüht ja wie lauter Edelge-
stein!

Und gepflückt hast's ganz allein,
Seit die Mutter aufs Feld geggan-
gen?
Wird ja kein König schöner em-
fangen!

„Ach, und mein trautes Värbelchen
Sucht schon und fiedert im Körbel-
chen.
Ob ihr auch Mutter was mitge-
bracht.
Doch nur das Täschle und schau die
Pracht!
Sieben fastige Kräumelein
Händ ich unter dem Bäumelein.
Nun aber hurtig ins Haus hinein,
Unter Säule muß fertig sein.
Värbele soll den Tisch und decken—
Steinem König kann's besser schmecken.“

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der schmad von weichen
Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Ge-
stalt
Und wie ein Mensch stolz in Ge-
berden,
Krug seinen Herrn durch einen
Wald,
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Bremse entgegen bog
Und durchig an die nasse Lauge
An seinen blanken Baume slog.
Sie lachte von dem heißen Schaume,
Der heftig am Gebisse floß.

„Gefahrmeißel!“ sprach das wilde Ross,
„Du scheust dich nicht vor meinen
Baume?“
Wo bleibst die Ehrfurcht gegen mich?
Wie darfst du wohl ein Pferd erbit-
ten?“

Stephenson und Kuh.

Stephenson, der kluge Mann,
Gibt erlunden die Eisenbahn,
Cinen Wagen, dems Gehalt,
Dah er schnell ins vorwärts bringt.
Aber ach, die großen Herrn
Mögen solch ein Ding nicht gern.
Einer zum Erfinder spricht:
„Hör, dein Wagen taugt ja nichts!
Denk, wenn ihn sich übers Feld
Eins Kuh entgegenstellt.
Wär das schlimm nicht? Was sagst
Du?“
„Ja, sprach der, schlimm — für die
Kuh!“

Schlummerlied.

Die Vöglein gingen längt zur Ruh;
Das Läubchen slog dem Schlege zu
Und stüt nun bei dem Kleinen.
Der Vater schließt das Gantentor;
Da guckt auch schon der Mond her-
vor,
Und tausend Sterne scheinen.

Nun mache deine Augenlein zu
Und schlafe süß, mein Liebling du!
Ein Engel hält am Bette Wacht.
Wein Herzenskind, gut Nacht, gut
Nacht!
Gute Nacht!

Harls guter Gedanke.

„Harl, mach nicht so viel Kärm
mit deiner Trommel!“ rief Käte.
Harl sagte: „Ich bin ein Soldat
und komme aus dem Krieg heim.“
Und solz schritt der sechsährige
Knabe hin und her, seine Trommel
läger als je schlagend.

Käte konnte nicht weiter lesen,
und die Geschichte war doch so schön.
Schließlich sagte sie: „Denkst du gar
nicht daran, daß die Mutter Kopf-
schmerzen hat?“

Die Schnecke.

Wer kennt nicht die namentlich
Gärtnern und Wintern so unlieb-
samen Schnecke? Man erachtet
sie als eine Landplage, verfolgt sie
als lässlich — und könnte doch
Geld dafür einheimen. Schon oft
las ich in Zeitungen die Anfrage:
Wie vertreibt man Schnecken? Man
ist sie auf, möchte man als Antwort
geben. So, lache nur, lieber Leser!
Ebenso gut, wie man Aulern ver-
weist und züchtet, könnte man auch
die Schnecke als Nahrungsmittel be-
nützen, und es ist ärztlich nachge-
wiesen worden, daß die Schnecke

enthält man die Tiere und nimmt
auf fünf Gartenschnecken einen Ge-
löstel Bergkraut, läßt beides in
1/2 Quart Wasser auf die Hälfte ein-
kochen, giebt etwas Salz, Zucker,
Butter und Milch daran und giebt
die Suppe durchs Sieb.

Viele Völker machen eine Heil-
salbe aus dem Schneckenfatz, und
wer sich im Freien verlegt, soll ent-
weder Schneckenfatz auf die Wun-
den streichen oder eine schwarze
Schnecke darüber laufen lassen.

Wir leben in den südlichen Län-
dern einen guten Teil der Bevöl-
kerung von diesen Weichtieren zu
leben, ja, diese apart züchten wie Au-
stern. Nicht nur ersezt die Schnecke
den Figgem das Fleisch, sondern
man speist sie auch in Süddeutsch-
land, in Italien, Spanien, der süd-
lichen Schweiz und in Tirol, und
im letzteren Lande befaßt man sich
namentlich mit der Auszucht und
besitzt eigene Schneckenmärkte zur
Zucht. Die Weinbergschnecke ist die
geduldetste und wohlgeschmeckteste.
Wie viele fränkliche, strophulöse
Kinder könnten Heilung erhalten,
wenn sie den Genuß dieses unschuld-
igen, kauderen Tierchens! Aber auch
als Abwechslung für den Mittag-
und Abendstich könnten die Schnecken
eingeführt werden; sind nicht
Enten, Schweine und Frösche viel
unappetitlicher?

Im Altertum verpeisten die ita-
lienischen Feinschmecker neben der
Auster auch die Schnecke und Mus-
chel, namentlich zu den hohen Fest-
tagen durften diese Gerichte nicht
auf der Tafel fehlen. Noch heute
bereitet man in Italien und Span-
ien Schneckensuppe oder brät dieses
aus dem Gehäuse genommene Tier
in Olivenöl. In den Klöstern süd-
licher Gegenden wird die Schnecke
ebenfalls viel genossen.

Die größten Schneckenmärkte be-
finden sich in Voralberg und im
Kanton Uri in der Schweiz. Wäh-
rend der Sommerzeit beschäftigen

sich Erwachsene und Kinder mit dem
Auslesen der Schnecken in Gärten,
Feldern, Wäldern und von Rasen-
plätzen. Diese Tiere bringt man auf
einen von einem Wassergraben um-
gebenen Ackerflächtraum, auf wei-
chen man kleine Häufchen von Lan-
denzweigen und weichen Moos
streut, unter welchen die Schnecken
vor Hitze und Nachtfröhen geschützt
sind. Rollen die Kadeln ab, so
bringt man frische Zweige; als Frut-
ter streut man täglich Strohblätter
und Gras hin. Zur letzten Jahres-
zeit vertriehen sie sich in das Moos,
und sind sie zum Transport reis-
groß und fett, so verlobet man sie
mit Strohhalm ausgelegten Kör-
ben mit kleinen Kistchen.

Es gibt auch Verjonen die der
Schnecke geistige Eigenschaften zu-
schreiben, indem sie behaupten, daß
durch diese Tiere der elektrische Te-
legraph erfunden worden sei. Man
spricht nicht nur von kalten, son-
dern von humoralischen Schnecken
und von Schneckentelegraphen. Tat-
sache ist, daß zwei französische Ra-
turforscher, Millig und Venoit, Ver-
suche damit angestellt, der eine ope-
rierte in Paris, der andere in New
York. Jedemfalls dauerte diese
Spielerei nicht so lange, als die Be-
mühungen der Kinder, mittels Vor-
sagen eines Reimchens die Schnecke
zum Ausstreuen ihrer Nahrungsmittel
genötigt zu machen. Wer hätte nicht
in seiner Kindheit selbst gefungen:

„Schnecke, Schnecke, Schlere,
Reiß mir deine Biere!“
Ober:

„Schnecke, Reize, rede
Reime, dich, fünf Finger raus!
Wirst du sie nicht aufstrecken,
Wirst ich dich in den Graben—
Fressen dich die Mabel!“

Wir wollen aber die Schnecken
nicht in den Graben werfen, son-
dern hoffen, daß sie einst noch als
kräftiges Nahrungsmittel geachtet
werden.

Rätsel- und Spielecke.

Scharaden.

1. Ein Hund hat ein Kolumbus dargehen.
Wies ihm gelungen, Zwei zu finden;
Das Ganze liegt im weiten Ocean,
Umspielt von Weilen und von Winden.
2. Eins steht und fällt mit Baum und Strauch,
Zwei kommt und geht, vergeht sich al-
tem Leben;
Das Ganze kommt und geht zwar auch,
Doch bleibts auch oft verzweifelt lange
leben.
3. Ganz in Ordnung ist's, doch, wo sie
steht,
Die Zwei-Zwei reißt nach dem Eins
sie dreht;
Auf keine Zwei-Zwei oder Schreie du
Zwar nicht das Motto, Stillstand oder
Ruh;
Doch keinen Sinn und Leben ferne sei
Ein Treiben auch, wie das der Eins-
Zwei-Zwei.
4. Wer von der Drei der Eins-Zwei wird
gepaßt,
Was eines wilden Wänterers Beute;
Das Ganze aber, sein zu Kraut ver-
hört,
Verschlungen selbst dafür die zahmen
Leute.
5. Eins ist ein grünnlich Tier, Zwei sitzt
die im Gesicht;
Sorge, daß kein von die Eins-Zwei
nur Gutes spricht.
6. Dem einsig rühmt sich Eins zu sein,
Doch Zwei ist jeder fahle Stein;
Eins-Zwei steht auf des Meeres Grund
Und auch in manchem Aulchers Mund.
7. Eins steht im Alphabet, am Himmel
Zwei;
Von Ganzen heißt es stets: es ist vor-
bei.
8. Eins-Zwei sind allermeist von Eisen;
Zwei bilden eben diese Worte schon;
Das Ganze wird sich die erweisen
Als eine Rechnungs-Operation.
9. Zui Eins, was Zwei und Drei befragen,
Dann sehr wir auch den Dackern ga-
gen.

Einrätsel ohne Widerstand.

1. Die Wand, das Haus, die Stadt, das
Land.
2. Ein Ruf aneinander, betwundernder
Natur;
Und noch ein zweiter Ruf, in dessen Ruf
Gebrauch von meeresfortähnlichen Reuten;
Verbunden aber deuten
Sie Einen an, den man vor Feiren
Voll Entzinnen sah, das Meer be-
schreiten.
3. 1 2: Sie brechen an mit Klang — 3:
Er liebt die Nacht;
1 2 3: Er hat sich um die teure Zeit
gebracht.
4. Eins tat, was Zwei sagt — sich zum
Rück;
Denn so erangt der Nichterspruch:
Dienest Eins Eins und Zwei began-
gen.
So soll Eins ohne Gnade hangen.
5. 2: Das trägt man an den Hüften.
3: Das in der Tasche — wenn man's
hat.
6. 1 2 3: Das gibt im Feld ein Reiter,
Des Reizes fort.
7. Der guckt dir taglang in den Back,
Und der stellt allen Witten nach;
Nimmamen aber hasten weiter
Sie hier dem Rechner, dort dem Meiter.
8. 1: Ein listig Tierlein ist's in Haus und
Feld;
2 3 4: Ein Del sind diese, doch mit
freundem Laut;
1 2 3 4: Ein Grubmal dies, das in der
alten Welt
Dem Fürsten seine Witwe hat gebaut.

Lösungen der Rätsel in voriger Nummer.

1. Begerich.
2. Wausfure.
3. Auswurf.
4. Gantnoten.
5. Baumfisch.
6. Strohball.
7. Schwarzhäler.
8. Ganswurtel.
9. Tackel.
10. Keller.
11. Eisenstein.
12. Untern.

— Vom Kasernenhof. Unteroffizier: Warum auch reden Sie
schlapper Kack in einer Garduni-
form? Sie kommen mir vor, wie et-
was Dreiergare mit 'ner Bauch-
binde!

— Eingegangen. „Von Tag
zu Tag werden Sie schöner, gnä-
dige Kräulein.“
„Das hat noch niemand gewagt,
mir zu sagen...“
„Doch ich das noch nötig hätte!“

Der Herbst ist da, und die Blätter
fallen.
Wir wissen es, daß dem Blühen
und Grünen des Lenzes ein Reizen
folgt, daß das Duffen und Schim-
mern ein Ende nehmen muß, und
daß die kurze Spanne Zeit eines Jah-
res den Kreislauf des ewigen Le-
bens und Werdens erneuert.

Wir wissen es, daß der ganze Reiz
des Frühlings der vollsten Reiz
des Sommers weichen muß,
daß mit des Herbstes Früchten zu-
gleich die Vegetation ihre Bestimmung
erfüllt hat, und daß der Reiz des
Winters einer Ruhepause vorangeht,
die kommen soll und kommen muß,
nach unentwegten Naturgesetzen. Und
doch, nur mit Wehmut sehen wir das
erste Blatt vom Baume sinken, nur
schwer fällt es uns, die sonnigen Tage
schwinden zu sehen.

Vielleicht waren sie nicht immer so
beglückend, wie sie uns jetzt, im Ver-
gleich zum Herbstesnebel, dünken.
Es gab heisse, unerträgliche Tage, es
gab Sturm und Unwetter, und oft
sehnten wir uns nach der behaglich
Stille des abgetragenen Herbstes, der
uns des Tages Wirken mit dem Lichte
der mildwärmenden Sonne vergoldet.
Nun aber, da wir die dünnen Blätter
fallen sehen, da wie im flüchtigen Tag
und Tag verrinnt, nun mühen wir doch
die Sommerzeit mit klammernden
Händen schaffalten. Nun erscheint sie
uns mit einemale köstlich und won-
nend, und wir vergessen, daß sie auch
Last und Pein im Gefolge hatte.

So ist das Leben!
Die Kindheit, der Frühling unserer
Tage wird uns kaum irdes Reizes be-
wahrt, da sproßt und grünt alles um
uns her, das ganze Entfallen des Ge-
istes, das ahnungsvolle Töten nach
den Schätzen des Wissens, das sorg-
lose Glück der köstlichen Jugendzeit,
es ist wie ein Wandeln auf blumiger
Flur mit dem jubelnden Vogelgesang
im Herzen.

Das kindliche Gemüt nimmt als die
Blütenpracht als ihm gebührenden
Tribut frohlos an, und achtet ihrer
nicht, es sehnt sich nach dem Sommer,
dem vollsten Reize!
„Groß sein“, ist des Kindes heiser
Wunsch, den Erwachsenen gleich sein,
mit allen ihren Rechten.

Und dann kommt der Sommer, der
Geniße des Lebens.
Wohl scheint die Sonne des Glüdes
dem Menschenfinde ein sehnlich-
weites Herz hinein, wohl weitet sich
sein Blick, und es trinkt in dürftigen
Lügen den Nektar des vollentwidelten
Lebensgenusses — aber es kommen
drückende Gluten, die Sorgen, und es
kommt Sturm und Gewitter, o, so
oft, so schwer, ernste Gefahren, und
der schwache Mensch beugt sich zitternd
vor des Schicksals Macht.

Und ist der Anprall über, dann
hebt sich stolz sein Haupt, und er
dankt es seinem Schwäpfer, daß er so

viel Schweres ertragen konnte, ohne
vom Stöße des Blühes, dem Stau-
mer, erschütteret worden zu sein.

Es kommen ruhigere Tage, der
Herbst des Lebens.
Wohl jedem, dem er Früchte ge-
stigt!
Er mag der heißen Arbeitstage
nachherbeizten Lohn genießen, un-
bekümmert, ob auch darüber das Haar
erbleicht, er mag mit aller Wehmut
der Blütenzeit seine Lebens geden-
ken, des Sommers Wohltraut noch ein-
mal herbeschnen, der Stundensieger
seines Erdenwallens geht unaufhalt-
sam seine Bahn, und eines Tages
fällt ein Blatt vom Baume, und ein
müdes Menschenleben vollendet seinen
Lauf!

Neue Generationen erstehen, ihnen
bleibt ein neuer Frühling auf, und
von neuem wiederholt sich das Wän-
deln, Sehen, Ringen und Entgehen!
Wir Menschen aber fragen, wozu
denn dieses Kommen und Gehen,
wenn es doch kein Bleiben gibt!
Wozu der Frühling, der Sommer,
wenn doch unweigerlich der Winter
das Ende bringt?

„Ende bringt die Natur!
Der Mensch geht als ein Käsef
durch das Leben.“
Und als ein Käsef geht er aus der
Welt.
Und nichts ist, das ihm Aufschluß
geben könnte.
Und es ist gut so! Wie würde das
schonste Menschenherz zagen und han-
gen, wenn es den Vorhang lüften und
in die verhöllte Zukunft schauen
dürfte!

Der, dessen Stern hell im Glüde
glänzt, würde übermütig das Schick-
sal herausfordern und trotzig sich er-
heben, er würde ja, ihm steht ein glän-
zendes Los bevor, ihm muß sich auch
das Liebe zum Guten wenden.
Und der andere, dessen Schicksal
düstere Wolken umhüllen?
Wüßte ihm nicht kraftlos der Mut
verfagen vor der erschaueten Gewißheit
seines unabänderlichen Geschides?
Und unsere letzte Stunde!

Nur selten sieht der Mensch das
Ende seiner Tage mit Genüßigkeit vor-
aus, und dann muß es ein so ter
Geist sein, der ruhig ihm entgegen-
sieht! Denn noch sind wir vor dem
Glauben befangen, es müsse schmerz-
lich sein, aus dieser Welt zu scheiden.
Und doch ist es oft nur ein Auegehen,
ein sanftes Hinübergleiten in süßen
Lobeschlummer!

So sagte uns vor wenigen Mona-
ten ein Mann, der dem Tode fest und
ruhig ins Auge sah, und der uns
einen Trost hinterlassen hat, der uns
zu unaussprechlichem Danke ihm ver-
pflichtet.

Im Mai dieses Jahres lebte in
Racon, Georgia, ein Mann, W. Can-
ders Waller, ein Bankier.
Ein unglücklicher Zufall ließ ihn
statt eines harmlosen Pulvers ein ge-

schliches Gift — Cassiditer-Sulfit-
mat — zu sich nehmen. Zu spät
merkte er den Mähwiff und ängstliche
Ruch hand machte die verheerenden
Wirkung des Giftes gegenüber. Ein
König nur mit Bestimmtheit den
Eintritt der Bewußtlosigkeit angaben,
da dem Ende heranzugucken sollte,
ihm abzuwenden konnte sie nicht!

Waller fand sich ruhig in das Un-
abänderliche.
Er eroberte seine Angelegenheiten,
tröste sein Weib und verabschiedete
seine Freunde um sich, um ihnen noch
die Hand zu drücken, dann wartete er.
Und als die Stunde nahte, da er in
einigen Schlaf versinken sollte, da
erlebte er plötzlich voll Bewußtsein
aus und rief es trotzdem seinen Namen
zu:

„If this be dying, then I am
need to fear its terrors.“ Wenn
dies das Sterben ist, brauche ich
keine Schrecken zu fürchten!
„Ein Blatt war's, das vom Lebens-
baume fiel! Ein grünes noch, unter
welken, blühen, und dennoch schneide
es leise und sanft zur Muttererde nie-
der!“

Nicht fürchten sollen wir den Tod,
nur ruhig erwidern sollen wir ihn
können, wie jener starke Geist!
Unsere Abreise soll uns bereit fin-
den. Wir sollen die Zeiten erwidern,
was wir getan haben im Leben, und
sollen uns sagen dürfen, daß es gut
war.

Aber wir müßten uns auch Rech-
enschaft geben können über Taten, die
wir ungeschehen lieben, und deren
Unterlassung vielleicht schwer in die
Wagschale fällt.
Noch ist es Zeit, doch wer weiß,
wie bald der Herbst sich naht und das
gitternde Blatt vom Baume schüttelt!
Eine treue Leserin unferes Blau-
berühmten hat mir ein sinniges Ge-
dicht eingesandt, das hier einen pas-
senden Anknüpfung finden soll:

Die letzte Stunde.

(Von H. Franke.)
Du hast sie ohne mich verbracht,
Du irrst auf fremden Straßen
Und suchst und suchst in der Nacht.
Du bist die Welt verlassen!
Ich scheuche nicht den Sommer fort,
Den dir der Tod bereitet.
Dich hat kein liebes Abschiedswort
Durchs dunkle Tal geleitet!
Ich schick dir nicht, da du am Ziel,
Das Aug' vor liegen muß.
O Mutter, seine Krone fiel
In deine schmale Brust;
Und dennoch bist du im Gebet
Mit schmerzbelegtem Munde
Des Himmels Segen mir erstekt
In deiner letzten Stunde!

Die Mutterliebe konnte der Tod
nicht beugen, sie lebt unsterblich und
umschwebt des Kindes Haupt. Das
Band zwischen Mutter und Kind
bleibt ewig grün, nur ein alter mo-
scher Leib ist zur Ruhe gegangen, nur
milde Augen haben friedlich sich ge-
schlossen: — es fiel ein müdes Blatt
zur Erde! Frau Caroline.

Die Philosophie in der Wurst- pelle.

Von Friedrich Wagner.

Mein Freundeskreis umschließt seit
einigen Jahren einen Herrn, der als
Sonderling verfahren ist. Eine gan-
ze Anzahl von Personen hält
ihn sogar für verrückt. Ich schreibe
mich ihnen nicht an, stimme vielmehr
meinem Freunde bei, der sich selbst
für einen Philosophen hält.

Mein Freund, der Philosoph, be-
schäftigt sich nun viel mit Dingen
und Fragen, an denen wir anderen
Menschen achlos vorübergehen, und
die wir nicht des Nachdenkens für
wert finden.

Beispielsweise hatte ich die Frage,
was eine Stubenfliege im Durch-
schnitt wiegt, keine Ruhe gelassen, bis
er sich das Refutiat in Millionstel
Gramm ausgerechnet hatte.

Vor einigen Wochen fragte mich
der Philosoph, ob ich ihm Auskunft
über die Frage geben könne, warum
die Schlächter die Wurst stets schrag
abschnitten, so daß ovale Scheiten
und keine runden entstehen.

Ich sah den Philosophen groß an.
Zuerst dachte ich, jetzt ist er tatsäch-
lich übergeknapp. Die Frage kam
mir zu dumm vor.

Nach einigem Überlegen mußte ich
mir jedoch das Eingeständnis ma-
chen, daß ich nicht imstande war, eine
Antwort auf die Frage des Philoso-
phen zu geben.

Ich war daher froh, daß ich mit
meiner Meinung über den Philoso-
phen nicht vorzeitig herausgerückt
war.

Die Frage, weshalb die Schlächter
die Wurst schrag und nicht gerade
abschnitten, begann mich zu interes-
sieren. Weshalb schrag und nicht ge-
rade? Ja, weshalb? Eine Antwort
fiel mir nicht.

Nach mehreren Tagen traf ich wie-
der mit dem Philosophen zusammen.
Als er mich erblickte, kam er freude-
strahlend auf mich zu.

„Du, ich hab's!“ rief er trium-
phierend.
„Was hast Du?“ fragte ich.
„Das mit der Wurst. Komm, ich
erkläre's Dir!“

Ich folgte ihm zu einem Tisch des
Restaurants, wo wir uns soeben ge-
trunken hatten. An dem Tische wil-
telte er ein Stück Wurst aus, unge-
fähr so lang wie zwei Fingerglieder.
Das Stück Wurst war an beiden
Enden schrag geschnitten, wie immer.
Mit einem Messer durchschnitt der
Philosoph die Pelle der Wurst der
Länge nach. Dann stellte er die
Wurst ab und legte die Pelle vor sich
auf den Tisch.
Darauf wendete er sich an mich.
„Da sieh, ein richtiges Fragezeichen.“
Ich blickte hin. Es stimmte: die
Wurstpelle hatte die Form eines
Fragezeichens.
„Begriffst Du jetzt?“ fragte mich
der Philosoph.
Ich schüttelte den Kopf. Ich be-
griff nicht.
Mein Freund, der Philosoph, be-
gann mir nun die Sache zu erklä-
ren.
„Paß auf“, sagte er, „der Inhalt
jeder Wurst ist ein Fragezeichen.“
Du weißt niemals, was Du isst,
wenn Du Wurst isst. Der Schlächter
will Dich aber zum Nachdenken an-
regern; deshalb gibt er Dir mit jedem
Stück Wurst ein Fragezeichen in Ge-
stalt der Wurstpelle mit.“

Jetzt begriff ich. „Du bist wirk-
lich ein Philosoph“, sagte ich.
Mein Freund nickte zustimmend.
Sein Gesicht strahlte vor Freude.

Sei Dir im Siegerkranz.

Gunderjähriges Jubiläum der preußi-
schen Nationalhymne.
Die preussische Nationalhymne ist
am 3. September 100 Jahre alt ge-
worden. Am 3. September 1813
wurde „Heil Dir im Siegerkranz“
zum ersten Male öffentlich gesungen,
und zwar vor König Friedrich Wil-